

Vorsitzende: Dr. Konstantin Rößler
Gideon Horowitz
Margarete Leibig

Wissenschaftliche Leitung: Dr. Renate Daniel
Prof. Johanna Haberer

Geschäftsführerin: Elke Schmid-Eickhoff

Gegründet im Jahr 1949 als „Stuttgarter Gemeinschaft Arzt und Seelsorger“ von: Prof. Dr. Dr. med. Wilhelm Bitter – Geistlicher Rat Dr. theol. h. c. Hermann Breucha – Pfarrer Rudolf Daur

70. Jahrgang

Februar 2020

Liebe Freundinnen und Freunde,
liebe Mitglieder unserer Gesellschaft,

zum Jahresbeginn wünschen Ihnen Vorstand, wissenschaftliche Leitung und Geschäftsführung der igt ein gesundes, frohes und friedliches Jahr 2020!

Ganz herzlich danken wir Herrn Pfarrer Wolfgang Teichert, der in bewährter Weise die Essentials aus den Vorträgen unserer letzten Tagung

**Respekt
Von Grenzen, Gräben und Brücken**

auf den Punkt gebracht hat. Seine Zusammenfassung enthält das Konzentrat der Referate, die als vollständige Textfassung wieder in unserem im Herbst erscheinenden Tagungsband veröffentlicht werden. Der interdisziplinäre Zugang mit gesellschaftspolitischen, soziologischen, theologischen und psychotherapeutischen Beiträgen machte die Aktualität und Dringlichkeit des Themas deutlich und ließ die große Bedeutung von Respekt als Basis des Zusammenlebens spürbar werden. Anhand der vorliegenden Texte können Sie all dem noch einmal in Ruhe nachgehen. Wir wünschen Ihnen viel Freude beim Lesen und Wiederentdecken.

Weitere Informationen zur vergangenen wie zur kommenden Tagung finden Sie in unserem Newsletter, der auch auf der Website zur Verfügung steht (www.igt-lindau.de).

Ausgehend von Ihren Vorschlägen und den Fragen, die unsere Gesellschaft derzeit auf kollektiver Ebene prägen, haben wir für die diesjährige Tagung vom 1.–5. November 2020 das Thema

**Vertrauen schaffen
Von Verunsicherung, Verrat und Verbundenheit**

ausgewählt und hoffen, damit Ihr Interesse und Ihre Lust zur Teilnahme zu wecken.

Für Ihre zahlreichen, kreativen und ganz unterschiedlichen Anregungen und Rückmeldungen zum Tagungsthema und zum Tagungsablauf danken wir sehr herzlich und freuen uns auf ein Wiedersehen in Lindau im Herbst.

Respekt

Von Grenzen, Gräben und Brücken

Zur Jahrestagung der igt 2019 in Lindau

„Mit dem Respekt verhält es sich wie mit der Nahrung, dem Licht, der Wärme und der Atemluft: Uns wird erst richtig bewusst wie bedeutsam er ist, wenn er fehlt!“ Mit diesem Satz stimmte Konstantin Rößler, Vorsitzender der Gesellschaft ein ins Tagungsthema 2019 „Respekt: Von Grenzen, Gräben und Brücken“. Es ist unser psychisches, soziales und wohl auch religiöses Grundbedürfnis, anerkannt werden zu wollen und wertgeschätzt oder einfach respektiert. Man kann mit Konstantin Rößler sagen: „Solch Bedürfnis zu erfüllen, ist so notwendig wie die Erfüllung körperlicher Grundbedürfnisse.“ So durchziehe eine respektvolle Haltung nicht ohne Grund die ersten Artikel des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland. Wie die igt selber, so feiere nicht zufällig auch das Grundgesetz in diesem Jahr sein 70-jähriges Jubiläum. Respekt mit seinen Grenzen, Gräben und Brücken sei offenbar schon vor siebzig Jahren von größter Aktualität gewesen: „Anerkennung der Würde des Menschen, der Menschenrechte, der freien Entwicklung der Persönlichkeit, der körperlichen Unversehrtheit, der Gleichberechtigung von Frau und Mann, der Freiheit von Glaube und Meinung und des Rechts auf Asyl.“ Die gegenwärtige Atmosphäre aber verwandle sich gerade. Hier verfiel Konstantin Rößler nicht zufällig ins Englische: Hate Speech, Shitstorms und Fake News bis hin zu Gewaltaufrufen und -taten drängten sich in den Vordergrund, oft aber auch leise und subtil, wie zuerst in der Sprache zu bemerken sei. Der Respekt vor dem Anderen werde abgelegt und ziele zuletzt auf die Vernichtung des Anderen, diagnostizierte er in der Einstimmung: „Wer Rassismus, wer Antisemitismus, wer Hass propagiert, ganz gleich aus welcher politischen Richtung, der trägt Verantwortung und Mitschuld an Gewalt und Mord“ mahnte Rößler. Und er wäre kein Therapeut, wenn er für die persönlichen Beziehungen nicht hinzugefügt hätte: „Der Respekt gegenüber den fremden Seiten in uns selbst, ist eine bewährte Prophylaxe, das Böse in uns nicht projektiv im Anderen zu erblicken.“

Daran schloss im ersten Vortrag **Monika Hauser** (Brühl) an mit dem Thema: „**Von Würde, Anerkennung und Solidarität. Über das Engagement von medica mondiale**“. Hinter „medica mondiale“ steht eine zunächst deutsche Frauenrechtsorganisation aus Köln. Sie unterstützt weltweit Hilfsprojekte für Frauen und Mädchen, die von sexualisierter Kriegsgewalt betroffen sind. Wut und Schock, so gestand die Referentin im Nachgespräch habe sie, die gelernte Frauenärztin, seinerzeit getrieben, sich zu engagieren. Denn, so begann sie mit einem Zitat von Albert Einstein – „die Welt wird nicht bedroht von

Menschen, die böse sind, sondern von denen, die das Böse zulassen.“ Geboren aus den Schrecken der Vergangenheit, hätte Europa ein gutes Fundament an demokratischen Verfassungen „mit festgeschriebenen Werten und Grundregeln“. Nie wieder sollte dem einzelnen seine Würde abgesprochen werden. Aber wieso sei das heute immer weniger wert, fragte sie und belegte diese These unter anderem mit Zahlen etwa der Vermögensverhältnisse als demokratiegefährdend. „Ich behaupte“, so die Generalthese der Referentin, „rechte Kräfte sind heute wieder so stark, weil Europa auf ein materiell solides, aber emotional völlig mangelhaftes Fundament gestellt wurde.“ Die notwendige kollektiv-emotionale Aufarbeitung der vielfachen Kriegstraumata sei größtenteils ausgeblieben. Diese Aufarbeitung wäre aber die Voraussetzung gewesen, die „europäischen Werte mit Leben zu füllen“, denn Menschenrechte wirkten wie wichtige ethische Vorschriften. „Was wir brauchen, ist eine emotional gelebte Kultur der Menschenrechte“, geprägt von erfahrbarer Empathie und Solidarität, wiederholte sie. Die sei freilich häufig von der Allgemeinheit, also kollektiv blockiert oder verschüttet unter seelischen Verwundungen und Abwertungen. Die Referentin berief sich auf Margarete Mitscherlichs immer noch aktuelle Einsicht: Je labiler die Selbstachtung eines Menschen ist, umso dringender sei sein Bedürfnis, sich selbst zu idealisieren und alles Fremde, gemeinsam mit Gleichdenkenden, zu verachten. Heute nenne man das „Othringing“; es beschreibt einen Mechanismus, mit dem sich eine Gruppe, der man sich zugehörig fühlt, von anderen Gruppen distanziert. Über die Zuschreibung von Minderwertigkeit nimmt man dann für sich Überlegenheit in Anspruch. Überraschend dann die These: Wenn die Nachkriegsgeneration vielleicht noch betroffen gewesen sei von den Taten und Tätern des eigenen Volkes, so könne die nächste Generation aus Minderwertigkeitserleben umschwenken in eine „Rächerposition“. Das habe man beispielsweise hautnah in Serbien erlebt. Überhaupt sei sexualisierte Gewalt ein perfides Mittel über Gewaltausübung eigene kollektive Identität zu sichern. Gerade der verunsicherte Mann erlebe dann so etwas wie eine „Resouveränisierung“ (Rolf Pohl): Wenn Männer Frauen vergewaltigen, dann meinten sie zunächst weniger die Frauen. Sie wollen eher die Männer des „Feindes“ treffen, die ihre Frauen nicht schützen können. Ziel sei, die Moral des „Feindes“ zu vernichten. Das gelinge deswegen so perfide perfekt, weil die Art des Vergewaltigers in das Muster passe, also „kompatibel“ sei zur Art des Vaters oder des Ehemanns der Vergewaltigten.

Am Festabend dann wurde mit kleinen Impulsen und gemeinsamem Singen unter dem Titel „**70 Jahre igt – die Zukunft und ihre Wurzeln**“ der Geschichte dieser einst als Gemeinschaft Arzt und Seelsorger gegründeten Vereinigung gedacht. Die Gesellschaft hat also 1949 als eingetragener und gemeinnützig anerkannter Verein begonnen. Seit damals widmet sie sich, wie es heute auf ihrer offiziellen Website heißt der „wissenschaftlichen Erforschung der seelischen Kräfte des Menschen und deren Zusammenspiel in der Gesellschaft. Wir fördern den interdisziplinären Austausch und Diskurs, insbe-

sondere mit unserer alljährlichen Lindauer Herbsttagung, einer fünftägigen Fort- und Weiterbildungstagung zu einem Leitthema aus dem breiten Spektrum der Tiefenpsychologie.“ Durch die Interdisziplinarität und ihre Dialogbereitschaft war diese Gesellschaft von Beginn an etwas Besonderes. Ingrid Riedel erinnerte an die „Gründungsväter“ Wilhelm Bitter, Rudolf Daur, Hermann Breucha und Eckhard Wiesenhütter. Verena Kast erwähnte Peter Michael Pflüger und würdigte ausführlich Theodor Seifert, Dietrich Stollberg und Helmut Remmler. Sie erinnerte an Hinderk Emrich, Hans Georg Wiedemann, Peer Abilgaard und die anwesenden Luise Reddemann und Günter Hole. Dass Verena Kast und Ingrid Riedel sich nicht selber vorstellen und würdigen konnten, soll hier erwähnt und zugleich darauf verwiesen werden, dass Verena Kasts unverwechselbarer und prägender Einfluss und Ingrid Riedels kluges Gespür für Themen und Atmosphären dieser Tagungen anlässlich einer Ehrung der beiden im Rahmen der Mitgliederversammlung am 29.10.2019 noch einmal ausdrücklich gewürdigt wurden. Vorstandsmitglied Gideon Horowitz gab ein Motto mit auf den Weg: „Langsam und beständig wachsen/im eigenen Rhythmus/dem eigenen Maß treu bleibend/grünen zu jeder Jahreszeit/die Luft und den Geist klären.“ Etwas ausführlicher und programmatischer äußerten sich Johanna Haberer und Konstantin Rößler. Hier nur einige Zitate:

Haberer: „Man kann die Abfolge der Tagungsthemen auch als einen langen Kommentar zur deutschsprachigen Nachkriegsgeschichte lesen und ihrer kollektiven psychischen Bewegungen. Sie schloss: Von den verwüsteten Seelenlandschaften, von denen wir herkommen vor 70 Jahren, wissen wir, dass die Art vom Menschen zu reden und ihn zu denken und zu beschreiben den Umgang formt und damit die Gemeinschaften, in denen wir leben. Wir denken den Menschen von seinen wundervollen Potentialen her. Es ist gut, dass sich Mediziner und Pädagoginnen und Therapeuten und Theologinnen hier zusammentun, um die lebensfreundlichen Räume offen zu halten und am geistigen Haus zu bauen, in dem Seelen sich entfalten können. Und wir Theologinnen werden von den Therapeuten daran erinnert, dass der Glaube zerstörerische Schattenseiten haben kann und die therapeutischen und analytischen Heilberufe werden von uns daran erinnert, dass sie etwas Heiliges tun und Wunder möglich sind. Konstantin Rößler war als 1. Vorsitzender bei allem Bedenken der Herkunft auf die Zukunft dieser Internationalen Gesellschaft für Tiefenpsychologie aus: „Bei allen Vorzügen, die die igt aufweist, ist es daher entscheidend, dass wir auch in Zukunft in der Lage sind, uns selbstkritisch zu betrachten, wandelbar zu bleiben, Vertrautes hinter uns zu lassen dort, wo es nicht mehr passt: 'bereit zu Aufbruch sein und Reise'. Der igt sollte es dabei nicht in erster Linie um sich selbst gehen, sondern darum, den beschriebenen Geist weiterzutragen und weiter zu entwickeln, äußere und innere Räume zu schaffen für Austausch, Interdisziplinarität, für individuelle und gesellschaftliche Verantwortung, für neue Ideen, Gedankenexperimente und Begegnung - damit weiter wachsen kann, was aus diesen Wurzeln gespeist wird, wie ein alter Baum, der seine Gestalt nach und nach verändert und doch immer derselbe Baum bleibt. Daher dürfen

wir uns nicht alleine leiten lassen von Mitglieder- oder Teilnehmerzahlen, auch wenn diese eine wichtige Bedeutung haben. Die Identität der igt ist robust und gut verwurzelt. Wir brauchen keine Scheu vor Veränderungen zu haben. (...) Dazu gehören auch Auseinandersetzung und, wo es nötig ist, respektvoller Streit. Diese Werte der igt benötigen wir in solchen Zeiten kollektiver Unruhe und brüchiger Ordnungen mehr denn je. Ich glaube daher fest, dass die Zukunft unserer tiefenpsychologischen Gesellschaft eng verknüpft sein wird mit unserer Fähigkeit, diese Grundidee weiter zu entwickeln - in Verbindung zu den Wurzeln, aber auch mit der aufrichtigen Bereitschaft zu lebendiger Veränderung“

Unter dem Thema „**Pioniere des interreligiösen Dialogs: Martin Buber – Hugo Enomiya-Lassalle – Louis Massignon**“ unternahm der Tübinger Theologe **Karl Josef Kuschel** den Versuch, in einer Art Panoramablick und Strukturvergleich Leben und Werk von drei Vordenkern zu skizzieren, „ohne die das interreligiöse Gespräch im 20. Jahrhundert undenkbar ist“: Martin Buber, Hugo Enomiya-Lassalle und den französischen Orientalisten Louis Massignon. Er begann mit Martin Buber (1878-1964), dem Vordenker des Dialogs, aber besonders auch des Dialogs von Juden und Christen. Und da sich die erzählenden Teile am besten einprägen, sei hier aus Kuschels Vortrag eine erst fünf Jahre vor Bubers Tod bekannte Schulszene aus dem Gymnasium in Lemberg beschrieben. Eindringlich schildert Buber nach so langen Jahren noch, wie er sich dort als „gezwungener Gast“ beim Morgengebet gefühlt habe. Obwohl die Lehrer freundlich waren und tolerant, „auf mich wirkte das pflichtmäßige tägliche Stehen im tönenden Raum der Fremdandacht schlimmer als ein Akt der Unduldsamkeit hätte wirken können. Gezwungene Gäste; als Ding teilnehmen müssen an einem sakralen Vorgang, an dem kein Quäntchen meiner Person teilnehmen konnte und wollte; und dies acht Jahre lang Morgen um Morgen: das hat sich der Lebenssubstanz des Knaben eingeprägt“ (aus: *Begegnung. Autobiographische Fragmente*, Heidelberg 1978, S. 20f.). Für Kuschel ist dies eine Schlüsselszene. Hier das übermächtige Kreuzifix und Katheder, dort die jüdischen Schüler mit gesenktem Auge, eine „Fremdandacht.“ Aber: Buber sei nicht in die passive Opferrolle gegangen in dieser „Szene obsessiver Mächtigkeit“. Statt „Vergegnung“ sei daraus Begegnung (ein „mit Anderen sein“) entstanden und eine lebenslange Abneigung gegen jede Form von Mission. Später werden Urchristentum und Gestalt Jesu von ihren jüdischen Voraussetzungen verstanden (3. Prager Rede). Selbst noch „nach der großen Katastrophe der Shoa“ wird Buber Jesus als „seinen Bruder“ bezeichnen. Seine Formel: „Glauben wie Jesus ‘Ja’, aber Glauben an Christus den Gottessohn ‘Nein’.“ In einem Zwiegespräch mit Karl Ludwig Schmidt zwei Wochen vor Hitlers Machtergreifung 1933 antwortet Buber auf Schmidts christlich exklusiven Anspruch nicht mit einer jüdischen Gegenexklusivität. Es gab keinen „Maulkampf“ (Heinrich Heine) zwischen Christ und Jude. Buber stellte neben Schmidt einfach eine Erzählung: „Ich lebe nicht fern von der Stadt Worms, an die mich

auch eine Tradition meiner Ahnen bindet; und ich fahre von Zeit zu Zeit hinüber. Wenn ich hinüberfahre, gehe ich immer zuerst zum Dom. Das ist eine sichtbar gewordene Harmonie der Glieder, eine Ganzheit, in der kein Teil aus der Vollkommenheit wankt. Ich umwandle schauend den Dom mit einer vollkommenen Freude. Dann gehe ich zum jüdischen Friedhof hinüber. Der besteht aus schiefen, zerspellten, formlosen, richtungslosen Steinen. Ich stelle mich darein, blicke von diesem Friedhofsgewirr zu einer herrlichen Harmonie empor, und mir ist, als sähe ich von Israel zur Kirche auf... Ich habe da gestanden und habe alles selber erfahren, mir ist all der Tod widerfahren: all die Asche, all die Zerspelltheit, all der lautlose Jammer ist mein; aber der Bund ist mir nicht aufgekündigt worden. Ich liege am Boden, hingestürzt wie diese Steine. Aber gekündigt ist mir nicht. Der Dom ist, wie er ist. Der Friedhof ist, wie er ist. Aber gekündigt ist uns nicht worden.“ Also: grundverschiedene „Gottesgeheimnisse von Israel und Kirche“, so Kuschel, das sei Bubers entscheidende Erkenntnis. Hugo Lassalle, seine zweite Person, Jesuit, erfährt nach den Erfahrungen des 1. Weltkriegs das Zerschneiden seiner traditionellen Sicherheiten, eine Disposition, die das Loslassen irdischer Strebungen zurücktreten lassen. Er wurde vom Verwundungssoldaten im Krieg zum „Soldaten Gottes“ im Frieden, ähnlich wie Ignatius, der Gründer des Jesuitenordens. Disziplinierte Weltdistanz, Exerzitien, lange Askese. In einer zweiten biographischen Wende geht er auf eigenen Wunsch 1929 nach Japan, arbeitend in einem Elendsquartier am Rande von Tokyo. Er kommt zwar als Missionar, aber er begreift, dass nur Teilhabe am Leben der Menschen der Weg sei. Und das in einem imperialen, nationalistischen Japan. Er braucht „stählerne Geduld“, bis er Kontakte zu einem Zen-Kloster aufnehmen kann. 1943 erster Zen-Kurs: „Jetzt weiß ich, was Fegefeuer ist“, soll er erklärt haben über diese Zeit. Aber er wird später zum Missionar des Zen im Christentum. Die andere Religion bekommt einen neuen Ort. Er musste 80 Jahre alt werden, bis er anerkannt wurde als Zenmeister im Christentum, als erster Christ überhaupt, eine direkte Praxislizenz, ein geschichtlicher Präzedenzfall. Die Zuordnung von christlicher Mystik und buddhistischer Erleuchtung sehe Lassalle „als komplementäres Wechselverhältnis, bei dem die Unterschiede genauso berücksichtigt sind, wie die Ähnlichkeiten.“ Schließlich kommt – Szenenwechsel – der französische Orientalist Louis Massignon (1883 geboren) zu Wort, ein Arabist, meisterlich arabisch sprechend, ein Vordenker einer völlig neuen Beziehung von Christentum und Islam. Auf arabischem Boden und in der Erforschung der islamischen Mystik des Sufismus habe er gelernt, „dass man sich ganz hinopfern muss, um ganz zu leben“. Denn Gott sei dem Menschen näher „als seine Halsschlagader“, eine Einheitserfahrung, die ihn den Islam neu sehen lässt, nachdem er vorher ein ausschweifendes Leben geführt hatte. Er habe eine „Heimsuchung des Fremden erlebt“ und die Erfahrung des „antlitzlosen Gottes“ (Anfang 1908), seine Lebenswende. Später wird er schreiben, dass er seine Rückkehr zu seinem (katholischen) Glauben den muslimischen Freunden verdankt. Dankbar zieht er theologische Konsequenzen, indem er die Abraham-, Hagar-, Ismael-Geschichten der Genesis neu liest, auf die sich auch der Islam

beruft. Massignon deutet „als erster christlicher Denker, den Islam als gottgewolltes Zeichen aus der Abrahamsherkunft; eine Herausforderung für die exklusive Selbstzufriedenheit von Juden und Christen. Drei Leben, drei verschiedene Welten aber mit bemerkenswerten Parallelen, schaut man auf ihre Lebensgestalt. Denn aller drei Biographien waren von großen Krisen und Katastrophen geprägt. Buber überlebte den Holocaust, Lassalle zwei Weltkriege und die Atombombe von Hiroshima und Massignon sah beide Weltkriege und den Konflikt bei der Staatsgründung Israels. Kuschel: nicht den Traditionswächtern gehört die Zukunft, sondern den kühnen Menschen, die zusammenbringen, was früher getrennt war. Neue Wege zu gehen, ist möglich, allen Konflikten, Widerständen und Anfeindungen zum Trotz. Alle drei kommen von der Erfahrung der Abgrenzung her. Aber mit dem „alten Dualismus“ von Gläubigen und Ungläubigen, so erkannten sie, könne man der Welt von heute nicht mehr beikommen. Alle drei entwickelten aus der Mitte ihrer eigenen Glaubenswelt und der Quellen der eigenen Religion heraus eine „Theologie des Anderen“ aus der Begegnung mit konkreten Menschen und dem Blick ins Herz. Oder mit Buber: „Die Religionen müssen zu Gott und zu seinem Willen demütig werden. Jede muss erkennen, dass sie nur eine der Gestalten ist, in denen sich die menschliche Verarbeitung der göttlichen Botschaft darstellt.“

Es folgte der Vortrag von **Gisela Trommsdorff** (Konstanz). Ihr Thema: „**Sozialisation und Normen in verschiedenen Kulturen**“. Die Ehrenpräsidentin der Deutsch-Japanischen Gesellschaft und Professorin für Sozialwissenschaften beschäftigt sich mit Entwicklungspsychologie im Kulturvergleich. Abgekürzt gesagt, unterschied sie zwei Formen von Gesellschaft: „Ich-Gesellschaften“ und „Wir-Gesellschaften“. Durch Kulturbegegnung, internationalen Wissenschaftsaustausch und interkulturelle Vergleiche seien Grenzen nationaler und westlicher Forschungsansätze immer deutlich geworden. Alle Menschen nämlich wachsen in Interaktion mit ihren soziokulturellen Rahmenbedingungen auf, welche sehr unterschiedlich sein können. Wie lassen sich solche Kulturen sozial kompetent überbrücken? Respekt sei eine Möglichkeit, reiche aber nicht aus. Ihr Ausgangspunkt war die Beobachtung, wir erleben heute im Westen vielfältige Formen von Respektverlust und Grenzüberschreitung beim Heranwachsen von Kindern und Jugendlichen. Es gebe zu wenig Grenzen, um sich selbst wahrnehmen zu können in der Selbstentwicklung. Gegenseitiger Respekt sei aber eine wichtige Grundlage dafür, so die Referentin, dass Heranwachsen (Sozialisation) einigermaßen erfolgreich ist. Werte wie Individualismus und Autonomieorientierung hätten bei uns „hohe Priorität“. Die Grundlage für Respekt seien aber nun einmal funktionierende Selbst- und Umweltbeziehungen und die soziale Kompetenz dafür liege unter anderem in der Empathie, der Prosozialität, Moral, Kooperation und Selbstregulation. Hier nun setzte die Referentin mit ihrem Kulturvergleich zwischen „Wir-Gesellschaften“ (z.B. Japan) und „Ich-Gesellschaften“ (z.B. Deutschland, aber auch die USA) ein. Japan mit seiner Betonung von Harmonie

ermögliche z.B. für das Mutter-Kind Verhältnis eine bessere Einübung in soziale und friedliche Kompetenz! Dort überwiegen „interdependente Werte“ (wechselseitige Abhängigkeit), besonders eben Harmonie. Dem gegenüber seien „independente“ (unabhängige) Werte in Deutschland stark orientiert am Einzelnen, der seine eigenen Interessen hat und aushandelt, notfalls durch Konflikt. Orientierung an Normen sei in Japan größer, in Deutschland überwiegen demgegenüber Betonung von Individualität und Autonomie. Das aber habe Folgen fürs Heranwachsen, für Respekt und soziale Kompetenz. So lasse man in „Ich-Gesellschaften“ die Achtung zum Beispiel für Lehrer hintenanstehen. Die Referentin sprach von „Bullying“: ein neu-deutsches Wort für eine bestimmte Form von Gewalt, die unter Schülern Tyrannisieren, Einschüchtern oder Schikanieren bedeutet, auch und gerade gegenüber Lehrern.

Dies Problem sei in Japan „absolut undenkbar“, betonte die Referentin. Der Lehrer sei der „Sensei“ (wörtlich „der vorher Geborene“), dem man Respekt erweist, denn der Lehrer habe die Verantwortung für Leben, Familie und soziale Kompetenz des Schülers. Das werde akzeptiert. In der Familie werde das bereits abgebildet in der Verbundenheit von Mutter und Kind. Vertikale „Lehrer-Schüler“-Beziehungen seien für die japanische Gesellschafts- und Familienstruktur kennzeichnend. Die Wurzeln für die Entstehung, Entwicklung und Aufrechterhaltung der traditionellen „Lehrer-Schüler“-Beziehung seien vielfältig. Vor allem sind die grundlegend vorhandene schamorientierte Gewissensbildung der Japaner, die in der Psyche des Japaners verwurzelte Amae-Mentalität und verschiedene Lehraussagen, die von den japanischen Religionen stammen, zu nennen. Beispiel: Bei Konflikten zwischen Mutter und Kind könne sich die japanische Mutter auf das Amae-Prinzip verlassen. Amae bezeichne ein Abhängigkeitsbedürfnis zwischen Mutter und Kind. Durch das Schutzbedürfnis des Kindes besteht eine natürliche Abhängigkeit von der Mutter. In dem Moment, in dem das Kind die Mutter als ein eigenes Individuum erkennt, entwickelt es das Bedürfnis, von der Mutter geliebt zu werden. Aus dem Recht eines Kindes, sich ausleben zu können, resultiert bei der Mutter ein Höchstmaß an Nachsicht. Diese Narrenfreiheit des Kindes hat eine nachgebende Fürsorge der Mutter zur Folge, die nach westlichen Maßstäben irritierend wirkt. Das sei aber eine kulturell unterschiedliche Form der Selbstregulation. Grundsätzlich bevorzuge eine Wir-Gesellschaft zuerst die Sicherung von Respektformen, wie zum Beispiel Familienehre sichern, Gesicht wahren, Wertschätzung. Die Ziele von Sozialisation seien in Wir-Gesellschaften vor allem Leistung, aber auch Glück und Zufriedenheit. In „Ich-Gesellschaften“ hingegen seien die Ziele vornehmlich Autonomie und Selbsterfüllung. Entsprechend gehe der „Wert von Kindern“ in Deutschland mehr in Richtung emotionale Beziehungen, in Südafrika und Indien hingegen gehe es darum, dass die Kinder später auch zur Verfügung stehen und für die alten Eltern sorgen. Der „Wert des Kindes gehe also mehr in Richtung ökonomische Werte.“ Wie regeln sich die sozialen Beziehungen? Hier sprach die Referentin von „Selbstregulation“. Dabei geht es, schlicht referiert, um die erfolgreiche Teilhabe eines einzelnen Menschen an der menschlichen Ge-

sellschaft, was sein Verhalten und seine Emotionen betrifft. „Kinder müssen lernen, ihr eigenes Verhalten, ihre Impulse und Wünsche mit den gesellschaftlichen Normen und Werthaltungen in Einklang zu bringen.“ Überall auf der Welt finde man noch bei Kleinkindern eine „selbstverständliche Bereitschaft zur Prosozialität“, also ein einfühlsames Verhalten: „Wenn ein Kind schlechter behandelt wird als ein anderes, dann gibt es selbstverständlich ab.“ Erst im späteren Entwicklungsverlauf entstünden kulturelle Unterschiede bedingt durch „sprachliche Konventionen, Sozialisationspraktiken, Vorschriften für alltägliches Verhalten, aber auch religiöse, weltanschauliche und erzieherische Überzeugungen.“ Wichtig ist, dass sie in gewisser Weise unabhängig von den Wünschen, Bedürfnissen, Hoffnungen oder Plänen der beteiligten Personen existierten. Und dabei, so ein Resümee in der Sicht der Referentin, schneiden die „Wir-Gesellschaften“ besser oder anders ab, als die „Ich-Gesellschaften“. Im nachfolgenden Gespräch wurde angefragt, ob die beschriebene Form der Anpassung in Japan nicht doch idealisiert dargestellt sei.

So fragte denn auch der folgende Vortrag von **Barbara Stauber** (Tübingen): „**No respect? Zum Krisendiskurs um jugendliche Praktiken**“. Es ging dabei um Übergänge und riskanten Praktiken jugendlicher Biographien heute. Es war der Referentin in Stil und Inhalt anzumerken, dass sie aus der Praxis kommt. Sie plädierte für einen verstehenden Blick auf Jugendliche. Darum auch hatte sie gängige Vorurteile zu korrigieren (ein Beispiel ist die Statistik mit der ungeheuren Diskrepanz zwischen tatsächlichen Gewaltdelikten und gefühlter Bedrohungen). Ihre drei Schwerpunkte der bedrohlichen, überfordernden und versteckten Herausforderungen („Adressierungen“) und der Zwang zur Selbstdarstellung macht deutlich, dass Übergänge heute anders schwer sind als bei früheren Generationen. Im Einzelnen: In einer Vorbemerkung wies die Referentin auf ein Ergebnis der neuen Shell-Studie besonders hin: „Jugendliche“ (eine Generalisierung, die es so gar nicht gebe), seien durchweg sehr engagiert. „Zentrales Thema ist gegenwärtig Respekt gegenüber der Umwelt und dem Planeten, aber es geht den Jugendlichen auch um Respekt gegenüber Menschen unterschiedlicher Herkunft, unterschiedlichen Alters und untereinander.“ Die zweite Vorbemerkung galt dem häufig auch medial vermittelten Gefühl von Verrohung und Bedrohung durch jugendliche Gewalt im öffentlichen Raum, ohne dass man den prekären Anerkennungsverhältnissen, unter denen Jugendliche aufwachsen viel Aufmerksamkeit schenken würde. Leistung und Kompetenz und Gut-Funktionieren als einzige Anerkennungsmerkmale seien zu einseitig. Was also sind die Effekte und Folgen solcher Anerkennungsverhältnisse?

Ist „die Jugend“ also respektlos, fragte sie in ihrem ersten Kapitel und verwies auf verblüffende Ergebnisse der Jugendkriminologie. Denn die verzeichne seit Jahren eine auffällig große Diskrepanz zwischen Bedrohungsgefühl und tatsächlichen Gewalttaten. Diese Diskrepanz werde immer größer: Gewaltdelikte sinken – Bedrohungs- und Unsicherheitsgefühle stei-

gen stark. Wie kann man sich das erklären? Einer der fatalsten Effekte der Massenmedien sei, die Welt klein zu machen. Das heißt, wir beziehen das, was wir in den Medien mitbekommen, gleich unmittelbar auf das eigene Lebensumfeld und fühlen uns bei schrecklichen Nachrichten unmittelbar bedroht. Hinzu komme, dass Jugendliche stärker beobachtet werden (Überwachungskameras, Handymitschnitte durch Gleichaltrige etc.), zugleich müssen sie sich öffentlich und auffällig inszenieren, um wahrgenommen zu werden. Man nutzt öffentliche Räume offensiv: „Diese spätmoderne Gesellschaft verlangt geradezu, sich permanent zu inszenieren und hervorzutun.“ Selbstinszenierung als notwendiger Weg zum Leben, den Jugendliche mit der Muttermilch aufgesogen haben. Die Fähigkeit, sich darstellen zu können, sei zur Bedingung der Existenz geworden, ein Ringen um öffentliche Aufmerksamkeit, um nicht die „Scham des Übersehenwerdens“ (S. Neckel) zu erleiden. Das reiche ins Klassenzimmer und zeige sich auch in Bewerbungsschreiben. Die seien in ihrer Präsentationskunst „kaum mehr zu toppen“ (Beifall). Jugendliche tun das, was spätmoderne Gesellschaften von ihnen verlangen. Was also dringt auf die Jugendlichen heute ein, wohinein werden sie „gerufen“ („adressiert“, sagte die Referentin) und wie antworten sie darauf mit ihren Selbstinszenierungen? Das „Angerufenwerden“ nämlich hätten wir und Jugendliche besonders nicht in der Hand. Das bedeutet zweierlei: Man unterwirft sich ihm und man wird auch zum „Subjekt“, zur gesehenen und anerkannten Person. Und da seien es vor allem viele Übergänge, die Jugendliche heute gleichzeitig auf die Reihe bringen müssten: Übergänge in Ausbildung und Beruf, familiäre Übergänge, indem neue Beziehungen zu den Eltern entwickelt werden müssen, Übergänge in Wohn- und Lebensraum, Übergänge bei Körper und Sexualität, bis hin zu eigenen Liebesbeziehungen und Partnerschaften. Übergänge auch zur Entwicklung eines Lebensbilds und -entwurfs als junge Frau oder junger Mann und schließlich Übergänge in Lebensstil und Lebenskunst.

Alle diese Übergänge seien „hochriskant“, weil Jugendliche auch „herausfallen“ können, betonte die Referentin. Auffällig sei, dass von Erwachsenenenseite häufig und besonders, z.B. der übermäßige Alkoholkonsum thematisiert werde. Das sei aber meist eine Delegation oder Perspektive von Erwachsenen. Alkoholismus sei bei Jugendlichen im Gegensatz zur Erwachsenen statistisch eher ein Übergangsphänomen. Am Schluss versuchte die Referentin eine „andere Perspektive auf Jugend“ zu geben mit den Fragen: Werden Jugendliche wirklich anerkannt? Wo erfahren sie Respekt und wie organisieren sie das selber? Barbara Stauber nannte als Beispiele das jugendliche Engagement in der offenen Kinder- und Jugendarbeit; das Streitschlichten in der Schule, bei dem Jugendliche respektvoll Verantwortung übernehmen; „Fridays for future“ als „Einübung von Praktiken des Zuhörens und Aufmerksamkeit gegenüber dem Planeten, aber auch im Miteinander“; es gebe ein Wechselverhältnis von Anerkennungserfahrung und Verantwortungsübernahme, also Jugendliche verhalten sich nicht unverbindlich (so das Klischee), wenngleich deren Engagement karrierebedingt nicht überall lebenslang wahren kann. Was sagen diese Beispiele? „Es geht ganz viel, wenn

die Bedingungen stimmen.“ Und wie reagieren Erwachsene heute? Es gebe sowohl Gesten der Anerkennung, als auch Gesten des Vereinnahmens. Erwachsene meinen auch oft zu wissen, wie richtig vorzugehen sei bei bestimmten Verhaltenspraktiken. Sie formulieren ihre Kritik dann meist als Anforderung. Es fänden Projektionen und Delegationen statt. Außerdem idealisierten sie „die Jugend“, ebenso oft aber schlage solche Idealisierung auch um in den Vorwurf von Respektlosigkeit. Als mögliche Konsequenzen formulierte die Referentin am Schluss eher „Fragrichtungen“ und nicht einfach Lösungen! Sie fragte: Wie kann es gelingen, die erwähnten Praktiken und Risiken von Jugendlichen und ihren Übergängen zu lesen, zu deuten und zu dechiffrieren? Man könnte sie dann nämlich auch nutzen, um die erwähnten Übergänge sinnvoll zu gestalten. Wo, so fragte sie kritisch, dramatisieren wir und die Medien jugendliche Praktiken unnötig? Wo werden Jugendliche immer wieder auf bestimmte und nicht geprüfte Klischees reduziert, indem man einfach verallgemeinert und konkrete Jugendliche dann auf diese Verallgemeinerung festlegt? Welche Anrufungen an Jugendliche verkörperten wir selber und inwiefern können Anerkennungsverhältnisse verbessert werden? Schließlich: Zuhören, welche Bedarfe Jugendliche selber anmelden und sich fragen, ob und wie man sie darin anhören und unterstützen kann.

Franz Alts (Baden Baden) Vortrag „**Respekt vor unserer Mitwelt – wie wir die Wende schaffen**“ stellte mit einer imaginierten ökologischen Tagesschau zunächst eine Liste von Schreckensmeldungen zusammen, von ausgestorbenen Tierarten, Pflanzen und verwüsteten Landschaften. „Wir leben im Zeitalter des größten Artensterbens aller Zeiten“, so Alt. „Wir zerstören den größten Reichtum und reden immer von wachsen und wachsen, aber tun das Gegenteil.“ Homo sapiens sei heute „homo Dummkopf“. Und plakativ brachte der Journalist seine These auf den Punkt: „Entweder wir begreifen die wechselseitige Abhängigkeit allen Lebens oder wir werden verschwinden so wie die Dinosaurier vor 65 Millionen Jahren.“ Wir verwüsteten unseren Planeten täglich um 50.000 Hektar. Aber „Du kannst nur ernten, was Du säst.“ Wer Waffen exportiert, wie die Bundesregierung, bekommt Kriegsflüchtlinge. Verdrängte Zusammenhänge. 86.000 Millionen Tonnen fruchtbarer Boden werde täglich vernichtet. Und die täglich ausgestoßene Menge CO₂ hält der Planet nicht aus. Ergo: „Unser Haus brennt – und was macht die Deutsche Bundesregierung? Die bestellt die Feuerwehr für 2038 und diskutiert dieweil über die Kosten des Löschwassers.“ Frage also: Sind Menschen wandlungsfähig? „Die ganze Menschheitsgeschichte sei eine Wandlungsgeschichte (I Ging als Buch der Wandlung). Die Religionen seien „Philosophien von möglichen Wandlungen“, auch „Energien sind Wandlungen“. Sie gehen nicht verloren, aber wandeln sich. Wandlungen also seien auch für uns möglich: „Alles, was Menschen geschaffen haben, können Menschen auch ändern und lösen“, lautete Franz Alts Credo. Entscheidend für die Zukunft sei der Umgang mit den Energien. Man dürfe nicht mehr „die Zukunft unserer Kinder verbrennen.“

Die Energie, die wir heute verbrauchen, sei nicht „in einem richtigen Kreislauf. Und dann gibt es irgendwann Krebs.“ Die Formel „Hauptsache Wachstum“ sei eine Art „Krebsphilosophie“. „Reife statt Wachstum“ wäre eine schöne Alternative und zeigte mehr Respekt vor der Mitwelt. Wir Menschen seien eben „Teil eines Ganzen, Teil der Natur.“ Deshalb spreche er auch lieber von „Mit-Welt“, statt von „Um-Welt“.

Mit einem Bild von der Sonne fährt er fort („ohne Sonne kein Leben“): Die Sonne schicke uns fünfzehntausendmal mehr als alle Menschen täglich an Energie verbrauchen und er fuhr fort: „Die Lösung steht am Himmel“. Mit einem Buchtitel von ihm: „Die Sonne schickt keine Rechnung“, warb er für Sonnenenergie. „Auf jedes Dach scheint die Sonne und wir holen Öl aus Arabien“, rief der TV Moderator aus: „Blöder kann man das nicht mehr machen!“ Sonne, Wind, Biomasse, Erdwärme und Wasserstoff seien gute Alternativen zu Atomkraft, Erdöl und Kohle. Alts These: „Alle Menschen haben ausreichend Energie, wenn wir es nur intelligent organisieren würden. Der liebe Gott war nicht doof und die Evolution war nicht blöd.“ Wenn wir so weitermachen, möchte ich nicht mein Enkel sein.“ Greta habe nun das Fass zum Überlaufen gebracht, aber das wäre nicht geschehen ohne viele Vorläufer wie NABU und andere. Alt setzt für die Zukunft auf verbesserte Technik (z.B. elektrisch fahren, Solarenergie, neue Häuser, die sich mit der Sonne drehen etc.) und auf eine neue Ethik. In einer Zeit, die sich immer mehr globalisiert, wo immer mehr Grenzen entfallen, wo die Wirtschaft global ist, wo das Reisen global ist, wo Informationen in Sekunden um die ganze Welt geschickt werden können – in einer solchen Zeit der Globalisierung brauchten wir auch eine globale Ethik. Fazit: Der Klimawandel sei lösbar, zeigt Alt an vielen einzelnen Beispielen bis hin, dass sich die Kirchen mit Solarenergien ausrüsten würden, „damit der Heilige Geist endlich eine Landefläche“ habe, denn Gott sei ja so etwas wie die Sonne hinter der Sonne. Die Technik allein werde uns vielleicht nicht retten. Die klassische Aufklärung hat uns in eine Sackgasse geführt. Die klassische Aufklärung war wichtig, aber heute brauchen wir eine Aufklärung der Aufklärung; eine zweite Aufklärung, in der Technik und Ethik zusammenkommen. Dann hätten wir gute Chancen, dass auch unsere Kinder und Enkel auf dieser Erde ein gutes Leben führen können.

Es ging weiter mit dem Vortrag des Mediziners, Philosophen und Theologen **Eckhard Frick** (München). „**Zwischen Grenzverletzung und Transzendenz: Respekt**“ so Fricks Thema. Die Grenzen des geschützten, uns vertrauten (immanenten) Raumes würden in der spirituellen Erfahrung überschritten (transzendiert). Spirituelle Sensibilisierung, Öffnung und Suche machen verletzlich und brauchen Respekt vor der Freiheit des anderen Menschen und vor dem gemeinsamen Boden: „Was immer Du tust, mache es klug und berücksichtige das Ende“, so auf Lateinisch zu Beginn der Referent.

Erst über die Grenzerfahrungen und -reflexionen von drei nichttheologischen Denkern: Plessner, Jaspers und Luhmann kam Frick auf sein Thema, wie die oder der Einzelne

mit solchen Grenzerfahrungen umgehen kann. Vorher also der „Umweg“ über drei denkerische Positionen: Er begann mit Helmut Plessner, der menschliche Grenze versteht als einen Rand, der innen und außen trennt“. Und das sei eine interaktive Grenze. Vor aller Reflexion bewege sich jeder Mensch aus seiner Mitte heraus. Ich bin „embodied“, oder habe eine „exzentrische Position“. Exzentrische Positionalität sei die Form, die das menschliche Verhältnis zur Grenze, also zum eigenen Körper und über diesen zur Umwelt, charakterisiert. Exzentrische Positionalität ist eine Positionsform, die ihrer eigenen Mitte ansichtig sein kann und nicht mehr in sich ruht. Sie stehe gleichsam neben sich („Selfiestick“). Exzentrizität bezeichnet also den Vorgang des Neben-sich-Stehens, ohne sich dabei zu verlassen. Die paradoxe Positionalität des Menschen ist, zugleich in sich und nicht in sich zu sein. Die Stellung des Menschen ist paradox ortlos. Er steht exzentrisch im Nichts. Was Plessner hier formuliert sei etwas einfacher gesagt: der Mensch hat Selbstbewusstsein. Er ist dadurch zugleich in seinen Körper gestellt und aus diesem heraus. Er erlebt nicht nur seine Umwelt, sondern er erlebt sein Erleben. Er kennt sich als ständigen Grenzgänger. Hingegen gehöre heute der Begriff „Grenzsituation“ zur Alltagssprache. Geprägt hat ihn der Philosoph Karl Jaspers vor hundert Jahren. Jaspers habe darin insbesondere die These vertreten: Gerade in Erfahrungen höchster existentieller Not und Kümmeris, unmittelbarer Lebensgefahr und Todesnähe, gerade in Situationen tiefen Scheiterns und fundamentaler Ausgesetztheit offenbare sich eine mutmaßliche Essenz unseres menschlichen Daseins, ja unseres jeweiligen Selbst. Man kann auch sagen: Das Trauma wird zur Erweckungserfahrung. Die tiefe Erschütterung zur Authentizitätschance. Die erfahrene Todesnähe zur eigentlichen Vitalitätsquelle. Oder, in einem Jasper'schen Grundsatz: „Grenzsituationen erfahren und Existieren ist dasselbe“. Schließlich zu Niklas Luhmann: Luhmann habe stets auf die Notwendigkeit der Grenzziehung im Sozialen hingewiesen. Für ihn wird in dem Moment, in dem gewirtschaftet, protestiert, gefunkt, gedruckt, geredet wird, eine Grenze gezogen zwischen einem Innen und einem Außen, zwischen System und Umwelt. Es gibt keine Kommunikationsform, für die das nicht gilt. Die Grenze komme also bei Luhmann über die Markierung ins Spiel. Gesellschaftliche Systeme zeichnen sich durch binäre Unterscheidungen aus zwischen einem markierten und einem unmarkierten Bereich, von dem sie sich abheben. Jedes *Gesellschaftssystem* grenze sich mit Hilfe eines zweiwertigen (*binären*) Codes von der Umwelt ab. Im Religionssystem beispielsweise laute der Gegensatz Immanenz/Transzendenz. Diese Transzendenz erfahrung schleiche sich aber irgendwie auf der Ebene der Immanenz wieder ein. Luhmann nenne dies Wiederholen der Transzendenz in die immanente Form – und hier freute sich der Theologe im Referenten – (mit Spencer Brown) „Re-entry,“ einen Wiedereintritt der Form in die Form, anders gesagt: Die ehemals metaphysische Leitdifferenz wiederholt sich in der Immanenz, z.B. wenn man einen Kirchenraum betrete (ein immanentes Gebäude): „Wenn wir in eine Kirche gehen, sind wir nicht sofort im Himmel, aber wir sehen an den Stufen oder an den unterschiedlichen Klei-

dungen von Klerikern und Laien immer wieder diese Leitdiffere-
renz.“ Diesmal aber immanent. Ob nun immanent oder trans-
zendent: Man könne die Grenzen verpassen und bleibe dann
im Leben sinnblind: Sinnblindheit als Verpassen der Grenz-
situation. Demgegenüber nannte Frick zwei klassische nicht
sinnblinde Dynamiken: Das Gebet und die Sünde. Das Gebet
geschehe in der Perspektive der zweiten Person, man redet
nicht „über“, sondern sage „Du“. Und damit ist Beten „eine
Form des hörenden Schweigens“. In diesem Zusammenhang
zitierte der Referent ausführlich Tilmann Moser. Der berichtet,
wie er eine Patientin zu eigener Religiosität ermutigt hatte: „So
wurde ich eines Tages zum helfenden Zeugen“, schreibt Moser,
„eines ersten vorsichtigen Gebetes, das uns beide sehr beweg-
te. Wenn man mich früher gefragt hätte, würde ich es lange
Jahre in meinem Beruf für unwahrscheinlich, wenn nicht gar
für absurd gehalten haben, eines Tages therapeutische Ermu-
tigung, ja Unterricht im Gebet zu leisten. Doch beim Zuhören
spürte ich, dass sich bei meiner Patientin eine innere Wende
andeutete, die ich begrüßen musste, weil ich den Schmerz ih-
rer Orientierungslosigkeit und die verachtete Frömmigkeit ih-
rer Seele gut genug kannte. Kurioserweise war mir aufgrund
der eigenen Enttäuschung, die mein Verhältnis zu Gott prägte,
die Vermittlertätigkeit zu einem göttlichen Grund zu einer be-
ruflichen Eigenschaft geworden, die mir jedoch selbst wie ein
Geschenk vorkam, ohne dass es mich in Versuchung führte,
meine eigene Ungläubigkeit infrage zu stellen“ (Gelächter).
Frick las weiter: „Ich persönlich brauchte plötzlich diese meine
ungewohnte Rolle als vorübergehender Glaubenshelfer nicht
mehr vor mir zu rechtfertigen, die mir doch, meiner orthodo-
xen psychoanalytischen Herkunft geschuldet, verdächtig sein
musste. Denn es ging hier um die Vervollständigung ihrer See-
le, um das Hereinholen eines wichtigen seelischen Anteils, der
lange Zeit brachgelegen hatte, um eine Vervollständigung, die
ihr die beglückende Vorstellung einer möglichen Ganzheit zu
verheißen schien.“ Frick bemerkte, wie stark Scham gerade in
Sachen Spiritualität bei den „Behandlern“ vorhanden sei. Sün-
de sei ein Begriff, der im Alltag nur noch ironisch vorkomme:
Verkehrssünde. Aber es gehöre nun einmal eine „responsive
Differenz“ zu uns Menschen, also unsere Unfähigkeit auf
das adäquat einzugehen, was man selbst für notwendig hält.
Sünde sei eben nicht moralistisch zu verstehen, sondern eher
als eine Art „Potenzierung von Verzweiflung“ (Kierkegaard).
„Sünde ist, dass man vor Gott (oder mit der Vorstellung von
Gott) verzweifelt nicht man selbst, oder verzweifelt man selbst
sein will.“ Aber: „Verzweiflung ist, gerade weil sie ganz doppel-
deutig ist, die Krankheit, die nie gehabt zu haben, das größte
Unglück ist, ein wahres Gottesglück sie zu bekommen, auch
wenn sie die allergefährlichste Krankheit ist, wenn man von ihr
nicht geheilt werden will.“ Wir hätten wenig Räume oder Häu-
ser, in denen dieser Prozess erlaubt, erlebt und gelebt werden
könne. Und Frick zitiert aus einem Brief von C. G. Jung an
Erich Neumann vom Juni 1954: „Da nun das Böse unvermeid-
lich ist, so kommt man nie aus der Sünde ganz heraus, und
diese Tatsache ist es, die man anerkennen muss.“ Frick ging
nicht so weit, diesen Schatten in Gott hinein zu verlegen, wie
Jung das in seinem Hiobwerk versucht hat, aber immerhin

sprach er von der Verborgenheit eines „unerschließbaren Gottes“. Man müsse wegen dieser Verborgenheit das Geheimnis als Beziehungsgeschehen, auch in der Therapie wieder beachten, in dem man sich gegenseitig im Geheimnis respektiert. Geheimnis sei nicht verstanden als Verneblungsstrategie, sondern als akzeptierte Grenze innerhalb eines Austausches. „Wir brauchen solche back stops“, rief der Theologe aus, damit man sich nicht völlig abschottet, sondern Grenze auch immer als Austausch im Geheimnis möglich bleibe und man daher die „Lebensnavigation“ (Martin Rötting) von Patienten auch zu verstehen lernt.

Das führte zum nächsten Vortrag **„Die neue Macht der Lüge. Über Fakten und Fakes – und die konkrete Utopie einer reaktionellen Gesellschaft“** von **Bernhard Pörksen** aus Tübingen. Was machen Nonsense und Lügen derart erfolgreich? Wo liegen die Ursachen der erlebbaren Fraglichkeit des Wissens und einer spürbaren Wahrheits- und Vertrauenskrise? Wie entstehen Meinungen in einer vernetzten, hochgradig nervösen Welt? Es habe Lüge zwar schon immer gegeben, aber heute hätten wir eine neue Macht der Lüge und der Desinformation. Das hänge ganz wesentlich damit zusammen, dass wir neue mediale Manipulationsmöglichkeiten haben. „Einerseits wird mediale Manipulation demokratisiert, jeder kann sich zuschalten, jeder kann mitmachen, auch durch Fake-Identitäten in den sozialen Netzwerken. Andererseits wird mediale Manipulation erkennbar effektiviert, professionalisiert“. So habe in den vergangenen Jahren Desinformation den amerikanischen Wahlkampf geprägt und die Pro-Brexit-Kampagne. Es gebe eine zielgruppengerechte Ansprache, das sogenannte Micro Targeting, durch das es möglich ist, spezielle Zielgruppen mit Propaganda zu versorgen. Und es gebe die sogenannten Deep-Fake-Programme, die erlauben, auch den sogenannten Videobeweis zu fälschen. Lügen gab es schon immer, aber die Macht der Desinformation habe im digitalen Zeitalter zugenommen. Sein Beispiel war der rechtsradikale Radio-Talker Limbough. Als sich in Florida ein ungeheurer Hurrikan angekündigt hatte und man die Bewohner aufforderte zu gehen und sich zu evakuieren, sprach der von einer üblen Verschwörungstheorie der Linken. Als dann aber der Sturm gekommen war, verschwand Limbough umgehend aus der Gegend, er könne nicht senden aus seinem Heimstudio, aber wegen der Sicherheitslage könne er darüber nicht sprechen, ließ er verlauten. Dagegen hält Pörksen am Begriff der „Realität“ fest: Sie sei (mit Philip Dick) „das, was nicht vergeht, auch wenn man nicht daran glaubt“. Und deshalb halte er nicht viel von der resignativen Rede eines postfaktischen Zeitalters. Er nannte noch einmal folgende trenddiagnostische Punkte. Wir erlebten: erstens eine neue Geschwindigkeit; die bringe die alten Medien in erheblichen Zugzwang, weil es zu einem Konflikt komme zwischen eben dieser Geschwindigkeit und der Genauigkeit. Bis zu 20 Prozent der Menschen in diesem Land sind der Auffassung, dass die „Lügenpresse“-Vorwürfe zutreffen. Menschen zu erreichen, die sich abgewendet und kein Bewusstsein für den Wert kostenintensiv recherchierter

Information haben, ist in der Tat eine ungeheuer schwierige Frage, die man gesellschaftlich nur mit einer gewaltigen Bildungsanstrengung lösen könnte. Zweitens gebe es eine „neue Ungewissheit und Unübersichtlichkeit“ bei gleichzeitig zunehmendem Sicherheitsbedürfnis. Menschen seien gewissheitsbedürftige, bestätigungssüchtige Wesen. Nun haben wir aber eine Informationssituation, in der Ungewissheit zum medial produzierten Dauerzustand wird: Sehr viele Informationen unklarer Herkunft aus diffusen Quellen führten dazu, dass Gerüchte und Falschnachrichten leichter verfangen. „Wir Menschen wollen Gewissheit, können sie doch nicht herstellen und versuchen sie verzweifelt, verstört, wütend zu konstruieren. Was sich hier zeigt, ist eine Art Informations-Desinformations-Paradox. Immer mehr Information macht die erfolgreiche Desinformation wahrscheinlicher.“ Drittens gebe es in der Sphäre der Öffentlichkeit neue Anreize, um die Aufmerksamkeit der Nutzer der Plattformen zu binden und dann deren Daten auszuwerten - und diese mit maximalem Gewinn für die personalisierte Werbung zu nutzen. Das heißt: Ihr Geschäftsmodell setzt voraus, dass die Nutzer möglichst lange auf der Plattform bleiben; nur dann werden die Datenspuren so richtig aussagekräftig. Und das wiederum bedeutet: Man schafft Anreize, die dies leisten, die Plattform-Präsenz steigern - und hat begriffen: „Was emotionalisiert, funktioniert“. Eben deshalb werden durch die Angebote und Empfehlungen der Plattform-Algorithmen Wut, Trauer und Erregung gezielt geschürt. Viertens gebe es neue Manipulationsmöglichkeiten und effektivere mediale Kommunikation. Das einst weitgehend stumme, zur Passivität verdamnte Medienpublikum, werde zunehmend selbst zum Akteur, zu einem neuen Player im Wettlauf um den Scoop und die Sensation. In der Empörungsdemokratie der Gegenwart besitze fast jeder die Instrumente, um die eigenen Botschaften in die medialen Erregungskreisläufe einzuspeisen. Man braucht keine Redaktion, keinen Sender, lediglich einen Netzzugang und ein Thema, das fasziniert und alarmiert. Aber das führe eben nicht automatisch zu einer Demokratisierung, wie man anfangs gedacht hat. Es fehle der „Filter“ eines verantwortlichen und professionellen Journalismus.

Fünftens schließlich das Smartphone. Ständige Erreichbarkeit mache die Trennung in privat und öffentlich durch eine „Sofort-Sichtbarkeit“ unmöglich, wie zum Beispiel beim Schwächeanfall von Hillary Clinton am Ground Zero zu beobachten war. Lösungen? Wenn wir so „medienmächtig“ geworden seien, bräuchten wir „Medienmündigkeit“. Was wäre, wenn die stimmberechtigten Mitglieder der Empörungsdemokratie (und das sind wir alle) sich zu einem klügeren, sorgfältigeren, besser dosierten Umgang mit den eigenen Affekten entschließen und sich einer einzigen Frage stellen würden: Was ist wirklich wichtig – bei welchem Thema lohnt die Wut, bei welchem nicht? Welche Debatten könnten dann entstehen, welche Formen der kreativen Nachdenklichkeit, des ausgeruhten Argumentierens? Denn der Charme, so Pörksen, einer unentscheidbaren Frage sei, dass wir sie entscheiden können. Wir erlebten eine ungeheure Ausweitung der publizistischen Verantwortungszone. Jeder präge die Gestalt des Öffentlichen mit. Jeder sei mitverantwortlich für das kommunikative Klima auf diesem Planeten.

In Deutschland werde im Moment die juristische Lösung propagiert. Recht aber sei nur das letzte Mittel, denn Verengung auf das Juristische sei einer Demokratie nicht würdig. Und hier beginne die Bildungsaufgabe, die wieder auf Abkühlung, Mäßigung, Austausch, den zwanglosen Zwang des besseren Arguments – das ist ja Habermas' Hoffnung – setzt. Er setzte auf die konkrete Bildungsutopie einer Idee der „redaktionellen Gesellschaft“. „Wir haben mit dem guten Journalismus ein publizistisches Wertegerüst und ein Handwerk, das heute zu einem Bestandteil der Allgemeinbildung werden sollte“. Guter Journalismus arbeite wahrheitsorientiert, prüfe erst, publiziere später; er sei skeptisch und versuche der Verführung durch Ideologien zu entgehen, indem er mehrere Quellen benutze und klar unterscheide zwischen Werbung und Berichterstattung. Und schließlich: Guter Journalismus, skandalisiere nur, was tatsächlich relevant ist. In diesen Punkten würden sich die Kommunikationsregeln verbergen, die, so Pörksen, „für die Allgemeinheit gelten sollten“. Er fügte hinzu: „Vielleicht noch ganz wichtig: Höre auch die andere Seite.“

Für den Abschlussvortrag war eingesprungen die promovierte Juristin und preisgekrönte Publizistin (Schwerpunkt Populismus und religiöse Bewegungen) **Liane Bednarz** (Hamburg). Sie hatte das Thema: „**Resilienz in radikalen Zeiten**“ gewählt und gab einen Überblick über typisch rechte Redeweisen und wie man damit umgehen kann, um sich nicht „kirre“ machen zu lassen. Sie, die sich zu Beginn selber als gläubig und konservativ bezeichnet hatte, machte deutlich, dass sie aus intimer persönlicher Kenntnis spreche. Erste Frage also: Was ist rechts Denken und wie reden Rechte? Und: Wie kann man dem entgegentreten und die eigenen Grenzen setzen. Mit dem Philosophen Daniel-Pascal Zorn machte die Referentin vier Kernstrategien des populistischen Denkens aus: Die dogmatische Setzung, die die eigene Perspektive für alle anderen verabsolutiert. Das so genannte falsche Dilemma, das in einer Entweder-Oder-Logik besteht, also: Entweder für oder gegen mich. Den Exzess der Positionierung und den Bestätigungsfehler oder auch Geisterfahrer-Effekt genannt; ein Mechanismus, der die Verantwortungsverhältnisse auf den Kopf stellt nach dem Motto: „Selbst schuld, dass der geschlagen wird, warum sieht er auch so bescheuert aus?“ Und man pickt sich Einzelheiten heraus, die dann die These belegen sollen (Fehlschluss der Vielen). „Viele Leute“ belegten das doch. Hinzu komme der Fehlschluss aus Ehrfurcht. Beispiel sei Björn Höcke der doppeldeutig zum Holocaust-Mahnmal vom „Denkmal der Schande“ gesprochen hatte (Dresdner Rede). „Bedeutend kann sie einerseits, dass es sich um ein ‚Denkmal zur Erinnerung an eine Schande‘ handelt. Andererseits und genauso aber kann damit ein ‚schändliches Denkmal‘ gemeint sein.“ Als dann die Kritik einsetzte, redete er sich heraus und sagte, das habe Rudolf Augstein doch ähnlich ausgedrückt. Schließlich der genetische Fehlschluss aus Tradition: Das sei doch immer schon so gewesen (z.B. wenn für die traditionelle Ehe und gegen die „Ehe für alle“ argumentiert wird). Es gebe auch den naturalistischen Fehlschluss. Die natürliche Ordnung werde

zerstört durch die links-grünen Gutmenschen. Was ist rechtes Denken inhaltlich? Die Referentin unterschied drei Säulen rechten Denkens: Antipluralismus, Antiliberalismus und Anti-Ethnopluralismus. Man müsse dies rechte Denken aber klar abgrenzen vom konservativen Denken, wie man es nach 1945 in der Bundesrepublik entwickelt hatte. Dessen Werte waren: Feste Westeinbindung, Verantwortungsübernahme für die Gräueltaten des 3. Reiches, und nicht „ein komisches Gerede von ‘Schuld kult‘, Beharren auf Tradition, Heimat, Familie, aber nicht ausschließend verstanden, sondern immer auch bereit, z.B. Zuwanderern zuzugestehen, dass sie hier eine neue Heimat finden.“ Demgegenüber sei rechtes Denken ganz anders ausgerichtet. Es knüpfe an „völkisch-antidemokratische Vordenker“ der zwanziger und dreißiger Jahre an. Die Neurechten – das sei entscheidend – verähnlichen die liberale Demokratie mit einer Art Diktatur (Götz Kubitschek als Spinne im Netz), „indem sie ganz gezielt Diktatursprache“ benutzen: „Merkel Regime“ oder Selbstbezeichnung als „Dissident“. Alle etablierten Parteien seien „Blockparteien“ (wie weiland in der DDR) etc. Zitat aus einem Gutachten des Verfassungsschutzes von Anfang 2019: „Insgesamt zeichnet die AfD ein Bild der parlamentarischen Demokratie in Deutschland, das über eine sachliche, zielführende Kritik hinausgeht. Vielmehr entwirft sie das Szenario einer korrumpierten politischen Clique, die sich nicht nur von der Bevölkerung entfernt habe, sondern auch einem Kartell gleich die Macht unter sich aufteilt und die politische Meinungs- und Willensbildung manipuliert“. Und fügt hinzu: „Insofern vollzieht die AfD mit ihrer Schmähkritik hier eine Grenzüberschreitung, die das Ziel hat, die Bundesrepublik als Quasi-Diktatur zu verunglimpfen und sich selbst als rettende Kraft zu inszenieren.“ Das neben dem Antipluralismus und Antiliberalismus wichtigste Konzept der Neuen Rechten sei der Ethnopluralismus, ein Begriff, der 1973 von dem 2017 verstorbenen früheren Rechten und späteren Linken Henning Eichberg geprägt wurde. Was sich wie „Diversity“ bzw. „Multikulti“ anhört, sei das glatte Gegenteil davon. Ethnopluralismus bedeutet eine möglichst strikte räumliche Trennung von Rassen oder Völkern. Diese sollen sich also nicht vermischen. Allerdings sprechen die meisten Neuen Rechten nicht biologisch von Rassen, sondern von Ethnien oder Kulturen, denen Menschen qua Herkunft zugehörig sind. Im Unterschied zum Nationalsozialismus sieht der Ethnopluralismus alle Rassen respektive Kulturen als gleichwertig an. Es gebe also keine Vorstellung von einem »Herrenvolk«. Die Herkunftskultur wird als das jeweilige „Eigene“ bezeichnet, während alle anderen Kulturen fremd oder „das Fremde“ sind. Die Unterscheidung zwischen dem Eigenen und dem Fremden sei einer der zentralen Topoi der Szene. Von diesen drei Säulen also her ließen sich alle Erzählungen des rechten Milieus einordnen.

Am Beispiel einer arte-Dokumentation dokumentierte die Referentin, wie das in der Praxis aussieht am Beispiel des Rittergutes des Verlegers Götz Kubitschek in Sachsen-Anhalt und der dort gehaltenen Reden. Unter anderem erscheint völkisches Reden neuerdings im christlichen Gewand: Im März 2016 strahlte die Sendung „Kulturzeit“ auf 3sat einen Bericht

über Kositzka und Kubitschek aus, der auf dem Rittergut gedreht wurde. Deutlich sichtbar: ein großes Kreuzifix an der Wand. Kubitschek wird als „Kirchgänger“ beschrieben. Und sagt: „Wenn Sie das jetzt von einem gläubigen Christen hören wollen: Das deutsche Volk ist eben ein Entwurf Gottes, und es ist eine besondere Art, durch die Geschichte zu gehen, mit allen Höhen und Tiefen.“

Übrigens: Entgegen anderen Behauptungen hat nicht bereits Johann Gottfried von Herder von den Völkern als „Gedanken Gottes“ gesprochen. Herder sprach lediglich vom „Geist der Völker“.

Die Ursache für den Aufstieg des Rechtspopulismus sei weniger die sogenannte Flüchtlingskrise, so die von der Referentin zitierte Soziologin Cornelia Koppetsch. Eher sei ein Schub der Entwertung gesellschaftlicher Konsenswerte ursächlich. Die Erwartungshaltungen an das Individuum würden sich im Zuge der Globalisierung verschieben, so dass vermehrt Gefühle des Scheiterns entstünden. Diese wiederum würden in Zorn und Ablehnung umkippen, so die These.

Fazit: Man müsse im Gespräch darauf achten, dass man nicht irgendwie die Sprache übernehme und so schon bestätigt, was rechtes Denken einfach behauptet. Einfaches Ausgrenzen allein reiche aber nicht. Denn diese Szene habe eine sektenartige Struktur polit-religiösen Denkens in äussersten Gegensätzen nach dem Motto: Wir hier sind das helle Licht und draußen steht die Lügenpresse.

Man brauche Geduld im Gespräch mit AfD-Aussteigern, hob die Referentin hervor. Es sei aber wichtig, dass man nicht selber umgekehrt autoritär werde (z.B. Verhinderung einer Vorlesung von Bernd Lucke in Hamburg). Man solle eben keine doppelten Maßstäbe verwenden, und also auch auf den linken Rand schauen.

Gegen Ende verwies die Referentin – brisant – auf ein Zitat aus dem Handbuch von „extinction rebellion“, dort heißt es: „Gestützt auf unser Gewissen und unsere Vernunft, erklären wir unseren Regierungen und ihren korrumpierten, untauglichen Institutionen, deren Versagen die Zukunft bedroht, die Rebellion (...) Unsere Regierungen haben, in Anbetracht ihrer vorsätzlichen Komplizenschaft mit denjenigen, die das Gemeinwohl zugunsten kurzfristiger individuelle Gewinne opfern, unser Vertrauen verspielt“. Das sei eine Verächtlichmachung demokratischer Institutionen, so die Referentin. „Man muss die kleine Ordnung stören, um die große zu retten“, so Höcke. Und im Handbuch: „Ihr müsst das Gesetz brechen“. Aber, so noch einmal die Mahnung der Referentin: „Auch der gute Zweck heiligt nicht einfach die Mittel.“

Fazit: Ob auf linker Seite oder deutlicher im rechten Denken: „Wer in einer gemeinsamen Diskussion nicht nur behauptet (häufiger Gebrauch des Worts „unser“), dass die Rede – nach einer Prüfung durch andere – gelten soll, sondern dass sie schon gilt, ohne jede Prüfung, der versucht, die Diskussion zu beenden, bevor sie begonnen hat.“

Wolfgang Teichert

ANKÜNDIGUNG DER ARBEITSTAGUNG 2020

vorläufiges Leitthema:

Vertrauen schaffen Von Verunsicherung, Verrat und Verbundenheit

Datum: Sonntag, 01. November 2020 bis
Donnerstag, 05. November 2020

Tagungsort: Inselhalle in Lindau am Bodensee

Eingeladene: Alle Interessierten, insbesondere alle in Heilberufen Tätigen sowie alle, die beruflich mit Menschen arbeiten.

Das endgültige Programm mit allen Einzelheiten nebst Anmeldeformularen wird im Frühsommer 2020 versendet und kann bei unserer Geschäftsstelle: igt e.V., Postfach 701080, 81310 München kostenlos angefordert werden. Sofern Sie diese Ankündigung unter Ihrer eigenen Adresse erhalten haben, oder wenn Sie Mitglied bei uns sind, erhalten Sie das Programm ohne weitere Anforderung zugesandt.

Unser Tagungsband 2018 ist erschienen: „Lust auf Zukunft: Sorge – Zweifel – Zuversicht“ mit einem Vorwort von Konstantin Rößler (Patmos-Verlag).

Die Mitglieder unserer Gesellschaft erhalten den Tagungsband kostenlos.

Die Vorträge unserer Tagung 2019 können außerdem als CD oder DVD über Auditorium Netzwerk, Hebelstraße 47, 79379 Müllheim / Baden, Tel.: 07631/938690, oder per E-Mail: info@auditorium-netzwerk.de bezogen werden.

Tagungstermin 2021
Sonntag, 31. Oktober bis Donnerstag, 04. November
